

FRANZ JANUSCHEK

## „Qualitative“ Diskursanalyse von Netzkommunikation

*In Erinnerung an Siegfried Jäger †2020*

### Resümee

Die Zunahme internetbasierter Kommunikation geht linguistischerseits mit einer stärkeren Hinwendung zu quantitativen Analyseverfahren (z. B. Korpuslinguistik) einher und „qualitative“ Methoden geraten unter Rechtfertigungsdruck. Der Aufsatz weist die grundsätzliche Unterscheidung zwischen quantitativer und qualitativer Empirie in der Diskursforschung zurück und erläutert, inwiefern grundsätzlich quantitative Daten auf Interpretation und interpretative Ergebnisse auf Quantifizierung angewiesen sind. Am Beispiel eines öffentlichen Internet-Forums wird gezeigt, dass wichtige Bereiche von Netzkommunikation durch eine Abnahme von *Interaktion* bei gleichzeitiger Zunahme reaktionsloser Äußerungen gekennzeichnet sind. Interpretierende Verfahren der Diskursanalyse laufen daher leer. Sofern in Netzkommunikation überhaupt Verständigung stattfindet, sind alternative Analyseverfahren erforderlich. Im Aufsatz wird dazu ein Verfahren vorgeschlagen, das auf spielerisch bastelnden Umgang mit Sprache setzt.

The increase in internet-based communication is accompanied, on the side of linguistics, by a stronger focus on quantitative methods (e. g. corpus linguistics) and “qualitative” methods are coming under pressure to justify themselves. The article rejects the fundamental distinction between quantitative and qualitative methods in discourse research and explains the extent to which quantitative data depend on interpretation and interpretative results depend on quantitative generalization. Using the example of a public Internet forum, it is shown that important areas of network communication are characterized by a decrease in interaction with a simultaneous increase in unresponsive, self-sufficient utterances. Interpretive, interaction based methods of discourse analysis therefore run empty. If communication takes place at all in network communication, alternative methods are required. In the essay, a procedure is proposed that relies on playfully tinkering with language.

*Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 100 (2022), 65-83*

*Published online 01-07-22; DOI <https://doi.org/10.17192/obst.2022.100.8462>*

## 1 Strukturensuche im hypertextuellen Netz von Diskursen: quantitativ vs. qualitativ?

Solange sich die klassische Sprachwissenschaft auf die Analyse schriftsprachlicher – d. h. tatsächlich geschriebener bzw. gedruckter – Äußerungen beschränken musste, konnte sie die (heimliche) Illusion hegen, die Menge möglicher sprachlicher Äußerungen sei endlich, bzw. wenn schon unendlich, dann aufzählbar unendlich, also mittels eines Algorithmus einer Grammatik vollständig zu beschreiben. Mit der Möglichkeit, jederzeit Tonaufnahmen gesprochener Sprache herzustellen, war diese Illusion schon kaum mehr vereinbar – allenfalls ließ sie sich mit der Bereitstellung großer – aber immer noch begrenzter – Korpora *transkribierter* Äußerungen des Gesprochenen bewahren. Angesichts der sprachlichen Äußerungen im Internet lässt sich diese Illusion nun aber gar nicht mehr halten. Die Menge ist nicht nur unendlich, sie ist auch unüberschaubar, hyperstrukturell extrem fragmentiert, und strukturelle Abweichungen, Fehler, Normbrüche oder kreative Innovationen sind ubiquitär: Der sprachliche Wandel ist offensichtlich (und nicht nur tatsächlich wie alle menschlichen Diskurse) eine Existenzform des Netz-Diskurses.

Um dennoch erfolgreich nach Regelmäßigkeiten und Strukturen suchen zu können, bieten sich korpusanalytische Verfahren an, deren prinzipieller Vorteil es ist, Muster in unüberschaubar großen Datenmengen zu identifizieren, die mit den menschlichen Sinnen allein nicht zu erkennen wären. Daher überrascht es nicht, wenn die Zunahme internetbasierter Kommunikation linguistischerseits mit einer stärkeren Hinwendung zu quantitativen Analyseverfahren der Korpuslinguistik einhergeht. Es ist darüber hinaus sogar durchaus plausibel, wenn korpuslinguistische Verfahren auch für die Analyse nicht-digitaler gesprochener oder geschriebener Diskurse angewandt werden, um auch dort in umfangreichen Korpora bislang unentdeckte Strukturen ausfindig zu machen. Der zurzeit zu beobachtende Effekt ist allerdings, dass nicht-quantifizierende, intuitiv (abduktiv) analysierende und interpretierende Verfahren (zu denen etwa auch die Konstruktion grammatischer Regelwerke zu zählen wäre) unter akademischen Rechtfertigungsdruck geraten.<sup>1</sup> Es hat sich eingebürgert, solche Verfahren als „qualitative“ den „quantitativen“ entgegenzusetzen. Ich möchte aber einer solchen strikten Unterscheidung zwischen quantitativer und qualitativer Sprach- (und allgemeiner: Sozial-) Forschung nicht folgen und werde insbesondere die Bezeichnung „qualitativ“ für nicht-quantifizierende Analysen zurückweisen.

---

1 Symptomatisch ist zum Beispiel, dass Joachim Scharloth, gebeten um die Analyse einer *bestimmten* Bundespressekonferenz aus der Sicht seines korpuspragmatischen Ansatzes, eben dies, weil es nur ein einziger Text sei, als „nicht sinnvoll“ ablehnt (Scharloth 2018, 146) und durch eine Korpusanalyse aller 388 Regierungspressekonferenz-Wortprotokolle ersetzt – und zwar obwohl er weiß und betont, dass alle Daten immer schon interpretierte Daten sind. Diese Entwicklung ist von Gessinger/Redder/Schmitz (2018) einer gründlichen und pointierten Kritik unterzogen worden, die im Folgenden nicht wiederholt, aber gelegentlich spezifiziert werden soll.

## 2 Szientifisches vs. Reflexionswissen

Jede empirische Sozial-, Diskurs- und Sprachforschung beschreibt menschliches Handeln als mögliches Handeln, zu dem es Alternativen gegeben hätte bzw. geben könnte. Mithin beraubt jede Erklärung der gewonnenen Forschungsergebnisse ipso facto diese Ergebnisse ihrer prognostischen Kraft im strikten Sinne: Es ist ja gerade der Sinn solcher Erklärung, alternatives Handeln zu ermöglichen. Ohne solche Erklärung muss quantitative Forschung als Erforschung von Naturgesetzen erscheinen, was sie (bis auf sehr entlegene Ausnahmen (z. B. sprachliche Universalien)) nicht ist. Umgekehrt gewinnt empirische Sozialforschung auch keine besondere Dignität, indem sie ganz auf quantifizierende Methoden verzichtet. Denn ein je besonderes Handeln zu erforschen kann nur dann Relevanz beanspruchen, wenn zumindest der Versuch gemacht wird, an diesem etwas Allgemeines zu zeigen. Plakatativ formuliert: Nicht das tatsächlich Gesagte – sei es millionenfach oder auch nur ein einziges Mal – ist Gegenstand unserer Wissenschaft, sondern die Grenzen des Sagbaren, die eben dadurch als überwindbar bewusst werden.

Der Status solcher empirischen Forschungsergebnisse ist – im Unterschied zu szientifischem Faktenwissen – Reflexionswissen, d. i. Bewusstheit über diskursive Verstrickungen. Seine Besonderheit liegt nicht in Vagheit oder gar Weichheit, sondern darin, dass der Akt des Erkennens ein unlösbarer Bestandteil des dabei zu Erkennenden ist. Die Relevanz so gewonnener Erkenntnisse ergibt sich aus dem Kontrast zu vorher gehegten *Erwartungen* und den dadurch eröffneten Möglichkeiten des Handelns.<sup>2</sup>

Gute Empirie muss alle Erkenntnismöglichkeiten ausschöpfen, also auch die Aussagekraft großer Zahlen. Sie kann zwar von dem, was sehr oft geschieht, nicht darauf schließen, dass es wohl immer geschehen werde, aber sie muss es als Anregung für die Suche nach Erklärungen für diese „Verstrickung“ und die Möglichkeiten ihrer Modifikation nutzen. Ebenso kann sie Einzelfälle – wie etwa die beobachtbare und allen Erwartungen widersprechende Sprachpraxis eines bestimmten Kindes – als Anregung begreifen, die Kontingenz der bestehenden allgemeinen Erwartungen zu erklären.

## 3 Netzkommunikation und Interaktion

Unter *Netzkommunikation* verstehe ich Kommunikation über das Internet, allerdings mit spezifischer Einschränkung: Gesprochene Äußerungen einschließlich Videotelefonie gehören nicht dazu. Diese Einschränkung ergibt sich daraus, dass die auch vorthoretisch oft genug beobachteten Besonderheiten von Netzkommunikation vor allem mit dem

---

2 In seinem monumentalen Spätwerk „Auch eine Geschichte der Philosophie“ hat Jürgen Habermas (2019) penibel herausgearbeitet, wie sich die Geistes- und Sozialwissenschaften seit der Abspaltung der szientistischen Wissenschaftstheorie (D. Hume) entfaltet und ihren Gegenstand und Sinn „vernünftige Freiheit“ immer deutlicher expliziert haben.

Gebrauch schriftsprachlicher Mittel (einschließlich Emojis u. ä.) zusammenhängen.<sup>3</sup> Erst diese erlauben z. B. ein hohes Maß an Anonymität, eine stark selektive oder bloß „überfliegende“ Rezeption von Äußerungen oder ihre algorithmisch automatisierte Produktion. Sollte nämlich der technische Fortschritt irgendwann zwecks Bequemlichkeit den Gebrauch schriftsprachlicher Mittel zugunsten der Aufzeichnung und Übermittlung gesprochener Äußerungen entbehrlich zu machen versuchen, so verlöre die Netzkommunikation ihre Besonderheit. Zu erwarten ist das also eher nicht.

Brisant ist die Frage nach den Methoden der Erforschung von Netzkommunikation deshalb, weil im Netz der relative Anteil der ohne Erwartung von Reaktionen produzierten Äußerungen offenbar steigt und weil daher eine Analyse sprachlicher *Interaktionen* den Spezifika der Netzkommunikation anscheinend kaum gerecht wird. Es sieht vielmehr so aus, als könne man die je unter bestimmten Aspekten gesammelten Äußerungen im Netz als bloße Mengen analysieren, nicht aber als strukturierte Bezugnahmen auf je andere Äußerungen, die eben dadurch ein intentionales Sinngeflecht, einen Diskurs, entfalten.

#### 4 Beispiel: Internet-Forum „Meta-Tagesschau“

Das möchte ich am Beispiel der Kommentare zu einem einzigen Bericht im Internet-Forum „Meta-Tagesschau“ (TS-Bericht über den US-Raketenangriff auf eine syrische Luftwaffenbasis am 7. April 2017) verdeutlichen, die ich gemeinsam mit Katja Werbmbter analysiert habe. Die „Meta-Tagesschau“ orientiert sich relativ eng an hergebrachten sprachlichen Praktiken und kann (verglichen mit vielen anderen Praktiken) als seriös gelten. Jeweils zu einem bestimmten im Internet vorwiegend als Text verfügbaren Tagesschau-Bericht öffnet sich ein Portal, zu dem sich beliebige User anmelden und einen Kommentar posten können. Die Kommentare werden in chronologischer Reihenfolge öffentlich präsentiert, sind also auch für jeweils nachfolgende KommentatorInnen sichtbar. Die Tagesschau-Redaktion, insbesondere die VerfasserInnen der jeweiligen Berichte, greifen nicht in die Diskussion ein. Die Anzahlen der zu einem jeweiligen Bericht geposteten Kommentare schwanken beträchtlich; allerdings behält sich die Moderation vor, das jeweilige Portal zu schließen, wenn die Anzahl der Kommentare zu groß wird (<https://meta.tagesschau.de/richtlinien>, [2021-12-11]).

Die Anzahl der Kommentare, die zwischen 9.10 Uhr und 13.34 Uhr gepostet worden waren, war mit 118 relativ hoch. (Inzwischen ist die Höchstzahl von Kommentaren pro Beitrag auf weit über 300 angestiegen (ebd.)) Deren inhaltliche Analyse vor dem Hintergrund allgemeiner sowie medienpezifischer *Erwartbarkeiten* ist durchaus aufschlussreich, soll an dieser Stelle aber unterbleiben. Medienspezifische Selbstverständlichkeiten, die sich herausstellen, wenn man das Gesagte mit alternativ Erwartbarem konfrontiert, ergeben

---

<sup>3</sup> Unbestreitbar gibt es aber auch Charakteristika videobasierter Internet-Diskurse, durch die sich diese von vergleichbaren Diskursen in physischer Kopräsenz signifikant unterscheiden (Videokonferenzen, Webinare u. a.).

sich nämlich nicht nur aus der inhaltlichen Analyse des Gesagten, sondern auch aus der Art und Weise der Interaktion.<sup>4</sup>

## 5 Interaktionsstruktur von Meta-Tagesschau

Was zu erwarten wäre, lässt sich anhand der vorgegebenen Interaktions-Struktur des Forums „Meta-Tagesschau“ beschreiben: Zu einem jeweiligen Tagesschau-Bericht wird ein Kommentarforum eröffnet, zu dem jedeR beitragen kann; und die Tagesschau-Redaktion selbst reagiert nicht (zumindest nicht als solche), sondern nimmt lediglich Moderationsfunktion wahr, insofern sie „unanständige“ Kommentare ausschließt und gelegentlich zu einer sachlichen Argumentation auffordert. Es gibt also keine Repliken der Tagesschau-Redaktion auf die Kommentare; wohl aber ist es jederzeit möglich, dass die Kommentatoren aufeinander Bezug nehmen. Das heißt, faktisch findet eine Diskussion unter den ForumsteilnehmerInnen statt, bei völliger Zurückhaltung derjenigen, die das Thema der Diskussion gesetzt und auch entfaltet haben.

Vorbild für eine solche Forums-Struktur könnte im Bereich der Mündlichkeit z. B. eine von der Lehrerin inhaltlich vorbereitete, dann aber nur formal moderierte Diskussion im Unterricht sein, im Bereich der Schriftlichkeit z. B. ein Leserbrief-Forum in einer Zeitung. Der entscheidende Unterschied des Leserbrief-Forums besteht allerdings darin, dass die TeilnehmerInnen nicht in Echtzeit spontan aufeinander reagieren können (und dass die Redaktionen sich Kürzungen vorbehalten). Der entscheidende Unterschied der Klassenraum-Diskussion besteht hingegen darin, dass es sich dabei um eine geschlossene Teilnehmergruppe handelt (und wohl auch, dass es sich meistens bloß um eine nicht-ernste Übungsdiskussion handelt, bei der sich die Moderatorin nicht wirklich inhaltlich exponiert). Überdies gibt es auch einen entscheidenden Unterschied zu einer Publikumsdiskussion nach einem öffentlichen Vortrag, denn dabei soll sich der/die Vortragende ja gerade nicht mit Repliken auf die Kommentare seiner/ihrer ZuhörerInnen zurückhalten. Gegenüber diesen möglichen Vorbildern bestehen also der große Vorteil und die Einzigartigkeit eines Internetforums wie der Meta-Tagesschau darin, dass die Diskussion thematisch fokussiert ist, dass alle, die sich beteiligen möchten, zugelassen sind und dass jedeR auf jeden anderen Beitrag selber wieder reagieren kann – ohne inhaltliche Beschränkung durch eine Oberaufsicht. Hinzukommt die für das derzeitige schriftsprachliche Beteiligungs-Internet typische strikte Sequentialität der Beiträge, die jedes Dazwischenreden, Unterbrechen oder nonverbales Dominanzgehabe verhindert. Eine diskussionsförderlichere Organisation lässt sich offenbar kaum beschreiben. Sie scheint

---

<sup>4</sup> Carolin Eckardt (2016) hat für die Verschränkung der thematischen Inhalte mit den Interaktionsbeziehungen den Begriff „Diskursformat“ entwickelt. Diskursformate sind Komplexe semantisch-epistemischer und interaktionaler Muster. „Erwartbarkeit“ als zentrale Analysekatgorie wird von Werbter (2013, 143 ff.) erläutert.

dem nahezukommen, was Jürgen Habermas (Habermas 1971) als kontrafaktisches Ideal einer Sprechsituation beschrieben hatte.<sup>5</sup>

Die Wirklichkeit sieht offenbar völlig anders aus, als entsprechend diesen Merkmalen zu erwarten wäre. Konkret:

## 6 Quantitative Interaktionsanalyse

Verteilung der 118 Wortmeldungen auf die VerfasserInnen:

- 19 KommentatorInnen (außer Moderation) gaben 2 Kommentare ab
- 3 KommentatorInnen (außer Moderation) gaben 3 Kommentare ab
- 2 KommentatorInnen (außer Moderation) gaben 4 Kommentare ab
- 2 formale Hinweise stammen von der Moderation
- 61 KommentatorInnen meldeten sich nur einmal zu Wort.

Explizite Bezugnahmen *auf* andere Kommentare:

- Explizite Bezugnahmen insgesamt (inkl. der formalen Hinweise der Moderation): 29, davon
- durch @, #, Übernahme der Uhrzeit, direkte Anredeformen, Zitate in der *Titelzeile*: 26
- Explizite Bezugnahmen innerhalb des *Kommentartextes*:
  - auf jeweils einen bestimmten anderen Kommentar: 21
  - auf mehrere bestimmte Kommentare: 0
  - auf eine nicht näher bezeichnete Gruppe der KommentatorInnen: 7
  - auf das Forum insgesamt: 2

Explizite Bezugnahmen *von* anderen Kommentaren:

- Auf 6 Kommentare gibt es je zwei Bezugnahmen von anderen KommentatorInnen.
- Auf 14 Kommentare gibt es jeweils eine Bezugnahme von anderen KommentatorInnen.
- Es gibt nur eine einzige Rückantwort auf eine direkte Bezugnahme.

---

<sup>5</sup> Vgl. hierzu den weitsichtigen Aufsatz von Lenke/Schmitz (1995) aus der Frühzeit des Internets.

- Auf keine einzige Bezugnahme auf einen bestimmten Kommentar wird von einer dritten Person wiederum Bezug genommen, d. h. wer z. B. wegen seines Kommentars angegriffen wurde, erhält hier keinerlei Unterstützung von Dritten.
- Lediglich ein Kommentator, der eine nicht näher bezeichnete Gruppe anderer Kommentatoren angegriffen hatte, erhält dafür seinerseits eine Replik.
- 73 Kommentare nehmen weder explizit auf bestimmte andere Kommentare Bezug noch wird auf sie selber Bezug genommen.

Es handelt sich also um eine „Diskussion“ (auch von der Moderation als solche bezeichnet), in der sich fast zwei Drittel aller Äußerungen auf keine andere Äußerung beziehen und selbst auch von keiner anderen Äußerung explizit aufgenommen werden und in der nur eine einzige Replik wieder beantwortet wird. Bei einer Feinanalyse dieser einzigen Sequenz (fehlt hier aus Platzgründen) ergibt sich, dass – wie erst recht in den Paarsequenzen – die Beteiligten das Bedürfnis nach argumentativer Auseinandersetzung offenbar als eher deplatziert ansehen – trotz der scheinbar so günstigen Bedingungen.

## 7 „Versandung“ unter idealen Diskurs-Bedingungen

Sicherlich ist anzunehmen, dass vor allem die internettypische Anonymität der ForumsteilnehmerInnen für dieses merkwürdige *Diskursformat* verantwortlich ist, das man als *Versandung* bezeichnen kann: Tendenziell werden Kontroversen nicht über mehrere Runden ausgetragen, weil die per Nickname ohnehin füreinander anonymen KommentatorInnen wenig Motivation haben dürften, als „Sieger“ aus einer Kontroverse hervorzugehen, und weil selbst für einen solchen „Sieg“ aus technischen Gründen nur wenig Beifall von den MitkommentatorInnen erwartet werden kann.

Es stellt sich die Frage, ob sich ein entsprechendes Forum auch anders organisieren ließe, so dass man nur mit dem eigenen Klarnamen teilnehmen könnte (was in manchen anderen Internet-Foren verlangt wird). Die TeilnehmerInnen müssten dann sozusagen „Gesicht zeigen“ und könnten ebenso auch ihr „Gesicht verlieren“. Allerdings würden sich dann schnell persönliche Sympathie- und Dominanzstrukturen entwickeln, die ja gerade vermieden werden sollen, insofern sie nichts mit den vertretenen Inhalten zu tun haben. Überdies müsste jedeR Teilnehmende damit rechnen, zur Zielscheibe mehr oder weniger gemeiner gegen seine Person gerichteten Kommentare einer nicht einzugrenzenden Anzahl auch völlig unbeteiligter LeserInnen zu werden, also einen *Shitstorm* zu erleiden. Dies wiederum ließe sich nur durch die Begrenzung der Diskussion auf einen geschlossenen Teilnehmerkreis verhindern – ein weiterer Schritt zum Abbau der vermeintlich idealen Diskursbedingungen.

Als Schlussfolgerung ließe sich vermuten: Eine ernsthafte Diskussion versandet, wenn man mit internettypischen Mitteln ideale Bedingungen für sie zu schaffen versucht. Als Sinn erschiene dann nur noch etwas, was einzelnen, mehreren oder vielen Äußerungen je

individuell als solchen zuzuschreiben wäre, nicht aber etwas aus der Interaktion kommunizierender Menschen Emergentes.

## 8 Das Problem „Repräsentativität“

Wie berechtigt ist diese Schlussfolgerung? Wie signifikant ist das Ergebnis der durchgeführten Analyse? Wenn man bedenkt, wie viele Berichte allein täglich in der Meta-Tagesschau kommentiert werden und wie viele ähnliche oder auch nur ähnlich seriöse Foren allein in deutschsprachigen Medien offen sind, so scheint man einräumen zu müssen: Die Signifikanz der vorgelegten Analyse geht überhaupt nicht über das Korpus der analysierten Kommentare hinaus; sie besagt also lediglich, dass eine solche Sequenz von Kommentaren zu einem bestimmten Zeitpunkt möglich gewesen ist. Daher erscheint es als selbstverständlich, sich korpuslinguistischer Mittel bedienen zu müssen, um zigtausende weiterer Kommentar-Sequenzen durchsuchen und damit die hier entwickelte Schlussfolgerung validieren oder widerlegen zu können.

Allerdings: Es gibt keine Möglichkeit, eine Menge anzugeben, die als repräsentativ für sämtliche Foren gelten könnte. Denn erstens ist diese Menge viel zu groß, zweitens wächst sie täglich und drittens lässt sich nicht ausschließen, dass sie sich von heute auf morgen irgendwo in wesentlichen Aspekten verändert. Auch unabhängig von einer möglichen Analyse eines großen Korpus kann im Übrigen leicht festgestellt werden, dass es in der Tat Beispiele von Foren gibt, die sehr viel mehr verbale Interaktion aufweisen als das von uns analysierte Beispiel. Eine Validierung oder Widerlegung unserer verallgemeinernden Schlussfolgerung ist daher mit quantitativen Methoden weder möglich, noch ist sie – auf ein von vornherein begrenztes Korpus angewandt – überhaupt nötig. Anders ausgedrückt: Der Status unserer o.a. Schlussfolgerung ist nicht der einer mit szientifischen Mitteln zu überprüfenden empirischen Hypothese, und zwar obwohl sie vor allem auf einer quantitativen Auszählung beruht.<sup>6</sup>

## 9 Systematik vs. Repräsentativität

Vielmehr stützt sich die Plausibilität solcher Verallgemeinerungen auf die systematische Explikation eines je bestimmten Reflexionswissens. Expliziert werden die Selbstverständlichkeiten / *Erwartbarkeiten* (Werbmbter 2013), die erst bewusst werden, wenn das je konkrete Geschehen sie dem Anschein nach durchbricht und nach Erklärung durch übergeordnete Selbstverständlichkeiten verlangt. Die Pointe dieses Reflexionswissens besteht also darin, dass wir – eben weil es sich um Selbstverständlichkeiten handelt –

<sup>6</sup> Quantifizierende Methoden nähren die Hoffnung auf die Möglichkeit eines induktiven Schlusses von Vielem auf Alles („Repräsentativität“), der, wenn auch nicht logisch zwingend, so doch immerhin nahelegend sein kann. Zur Repräsentativität von Analyse-Korpora von Online-Diskursen s. auch Gür-Şeker (2014, 592 ff.).

keinen direkten introspektiven Zugang zu ihm haben. Erst auf dem Umweg über die absichtliche Konstruktion von Abweichendem, Unsinnigem oder gar Absurdem kann das Selbstverständliche offenbar werden.<sup>7</sup> Die methodologische Frage ist: Wie lässt sich dieses Konstruieren systematisch praktizieren?<sup>8</sup> Ausgangspunkt ist immer Weniges oder Einzelnes, das als das Besondere eines Allgemeinen allererst *verstanden* werden muss.

In der „qualitativen Sozialforschung“ sind eine ganze Reihe unterschiedlicher Verfahren entwickelt worden, die allesamt mit der Interpretation erhobener Daten arbeiten.<sup>9</sup> Die große Anzahl und Verschiedenheit dieser Verfahren können schon als Hinweis auf die Virulenz des Problems gedeutet werden, wie denn überhaupt verlässliche Forschungsergebnisse auf „qualitativem“ Wege erlangt werden können. Viele dieser Verfahren nutzen überdies Quantifizierungen (wenn auch relativ kleine Zahlen), um ihre interpretativ gewonnenen Ergebnisse abzustützen (*mehrere* Interviews, Fragebögen, Texte, Gesprächsaufnahmen usw.). Entscheidend ist aber nicht die Menge, sondern die Güte (in diesem Sinne durchaus „Qualität“) der Interpretationen. Diese geht über das spontane alltägliche Verstehen hinaus und legitimiert erst damit den Anspruch auf die Wissenschaftlichkeit genuiner *Sozialforschung*. Die Güte wissenschaftlicher Interpretationen menschlicher Handlungen bemisst sich gemäß der Systematik, mit der die Mittel der Verstehens-Arbeit – wissenschaftlich entlastet von Zeitdruck – gebraucht werden.<sup>10</sup> Aus sprachtheoretischer Sicht ist es auf jeden Fall unzureichend, erhobene sprachliche Merkmale/Äußerungen/Texte

---

7 Man könnte also zur Meta-Tagesschau etwa folgendes „garfinkelsches“ Krisen-Experiment veranstalten: Zwei Menschen tragen ihre *reale* Kontroverse zu einem bestimmten Tagesschau-Thema ausführlich in wechselnder Rede und Widerrede in allen Einzelheiten öffentlich lesbar im Forum aus. Wie würden die anderen Forums-TeilnehmerInnen, wie würde die Moderation reagieren? Würden sie das als Usurpation des Mediums brandmarken oder sich aus ihm zurückziehen? Die Idee zu einem solchen Experiment hat mir Helga Andresen mitgeteilt.

8 Meine Formulierungen mögen befremdlich erscheinen. Im Grunde aber handelt es sich um die Beschreibung dessen, was SprachwissenschaftlerInnen immer schon gemacht haben: Grammatische Regeln lassen sich nur formulieren – und verbessern! – indem man sich abweichende, inkorrekte Alternativ-Äußerungen vergegenwärtigt. Das ist ja auch der Hintergrund der v. a. von Hans Glinz in die Sprachdidaktik eingeführten „Proben“. Solche Praktiken als „qualitativ“ zu bezeichnen erscheint mir als sehr irreführend. Denn es geht dabei nicht darum, aus Eigenschaften von etwas (von Ereignissen, Beobachtungen ...) *Erklärungen* abzuleiten, sondern diese in ihrem *Handlungskontext* zu *verstehen* (Pragmatik statt Semantik).

9 Das gilt auch für Diskursanalysemethoden, die sich an Foucault orientieren. Es erscheint skurril, wenn sich DiskursforscherInnen in einer Diskussion über ihre jeweils eigenen und unterschiedlichen Methoden bemühen, *Missverständnisse* von KollegInnen zu korrigieren, um nicht in den Verdacht zu geraten, sie würden das *Verstehen* sprachlicher Praktiken als *Verstehen* missverstehen (interpretieren) und damit hinter des Meisters Anspruch zurückfallen, Hermeneutik, Strukturalismus und die Idee des transzendentalen Subjekts zu überwinden (van Dyk 2014). Daniel Wrana hat überzeugend herausgearbeitet, dass sowohl eher hermeneutische als auch eher strukturanalytische Methoden sehr wohl – und schon seit Jahrtausenden – sinnvolle Verfahren systematischer Auseinandersetzung mit (sprachlichen) Handlungen sein können – wenn man sich nicht sklavisch an ihren jeweiligen theoretischen Überbau klammert (Wrana 2014).

10 Das sollte eigentlich selbstverständlich sein. Denn es gibt ja keine metasprachlichen Mittel, Interpretationen abzusichern, die nicht selbst wiederum letztlich alltagssprachlich fundiert wären. Wer das als Dilemma ansieht, ist damit der szientistischen Wissenschaftstheorie schon auf den Leim gegangen. Theorien, die die jeweiligen systematischen Verfahren fundieren, müssen selbstverständlich überzeugend sein. Die Ar-

unreflektiert zu deuten, so als wäre schon von ihrer äußeren Form her unmittelbar klar, wie sie zu verstehen sind, dass also z. B. das gleiche Wort auch immer das Gleiche bedeutet.<sup>11</sup> Eine solche Forschungspraxis ist oft auch in Gesprächsanalysen zu beklagen und vor allem immer dann, wenn größere Mengen von Texten oder Äußerungen auf wiederkehrende Merkmale oder Muster hin durchsucht werden<sup>12</sup>. Systematisches Interpretieren kann jedoch sehr unterschiedliche Formen annehmen: Die psychoanalytisch inspirierte „Objektive Hermeneutik“ (Oevermann et al. 1979), versucht in extrem aufwändigen Analyseschritten die „latenten Sinnstrukturen“ von Äußerungen, ihre bewussten und unbewussten Motive sowie ihre situativen sozialen Wirkungen herauszuarbeiten.<sup>13</sup> Die Systematizität einer funktional-pragmatischen Interpretation hingegen besteht darin, dass die Bedeutung von Äußerungen und ihren Elementen grundsätzlich im Hinblick auf ihren jeweiligen handlungstheoretisch explizierten funktionalen Kontext (den „Zweck“ von „Mustern“) interpretiert wird. Für die interaktionistische Konversationsanalyse<sup>14</sup> muss systematisch die interaktionale *Sequenz* für die Bedeutungsbestimmung herangezogen werden: Erst die Sprecherreaktion auf die Antwort eines Gesprächspartners kann zeigen, welchen Sinn die ursprüngliche Sprecheräußerung hat – und das heißt immer: für die Beteiligten hat.

In radikaler Konsequenz bedeutet das allerdings, dass eine wissenschaftliche Interpretation nur möglich ist, wenn man *sich selbst* hypothetisch als (am Fortgang der Interaktion interessierte) Beteiligte an der Äußerungssituation setzt (und nicht bloß als ohne eigene Interessen „teilnehmenden“ Beobachter). Das von mir (Januschek 1986) vorgeschlagene Verfahren trägt dem insofern Rechnung, als es ausdrücklich die Subjektivität der Analysierenden anerkennt, die, indem sie die Bedeutung einer sprachlichen Handlung sowie deren Formulierungen in allen Einzelheiten jeweils anhand der Kontrastierung mit alternativ erwartbaren Handlungen bzw. Formulierungen explizieren, unvermeidlich über die Grenzen des allgemein für „alle“ Erwartbaren hinausgehen müssen, weil sie nicht wissen können, wie eng diese Grenzen in jedem Einzelfall sind. Wir stützen unsere Interpretationen auf die Exploration und Explikation des „Raumes“ des jeweils Erwartbaren; d. h. das tatsächlich Geäußerte wird systematisch versuchsweise variiert oder in alternative Umstände eingebettet, um das jeweils alternativ Erwartbare (oder aber eben nicht zu Erwartende) mit dem tatsächlich Geäußerten zu kontrastieren und dadurch – und nur dadurch –

---

beit daran (s. z. B. Reisigl 2012) macht durchaus Vergnügen – aber systematisch erarbeitete empirische Ergebnisse haben oft genug weitaus mehr Bestand als die Theorien, die sie (angeblich) fundieren.

11 Pikanterweise ergibt sich dadurch eine Nähe zum religiösen Fundamentalismus, der die Arbeit am Verstehen von Texten für überflüssig oder gar für ein Sakrileg hält.

12 So etwa auch in bestimmten Verfahrensstufen der Kritischen Diskursanalyse Siegfried Jägers (Jäger 2012, 90 ff.).

13 Allerdings in der – auch für die damalige Zeit bereits naiven – Annahme, man könne das mit einer bestimmten Äußerungsform Meinbare vom je konkret Gemeinten strikt trennen und die linguistische Pragmatik interessiere sich lediglich für allgemeine oder gar universale Regeln des Sagbaren.

14 Für eine neue und radikale Grundlegung s. Arundale (2020).

dessen je situativen Sinn zu ermitteln. Auch wenn dieses Verfahren systematisch weit über die bloß intuitive Zuschreibung von Bedeutungen zu Sätzen hinausgeht, bleibt es ein *reflexives* Verfahren, also ohne Stütze in „objektiven“ Fakten oder einer extern begründeten Theorie. Das je Erwartbare ist natürlich inhärent sozial, d. h. durch die Gesamtheit der Interaktionserfahrungen des jeweiligen Menschen geprägt. Bei einer weitgehend integrierten Gesellschaft sollten daher alle ihrer Mitglieder einen weitgehend gemeinsamen Raum des Erwartbaren teilen – so wie man ja auch (immer noch weitgehend) zum Beispiel einig über korrektes oder aber grammatisch oder lautlich abweichendes Deutsch ist. Umgekehrt folgt daraus allerdings: je weniger integriert eine Gesellschaft, desto kleiner der von allen geteilte Bereich des Erwartbaren und: desto illusorischer mein Anspruch, mit unserem Verfahren Äußerungen angemessen zu interpretieren. Gescheitert?

## 10 Weder kommunikatives Handeln noch DISKURS

Ich komme auf die „versandete“ Meta-Tagesschau zurück und versuche, Erklärungen dafür zu finden, dass eine solche „Diskussion“ – im Gegensatz zu alledem, was für mich und meinesgleichen selbstverständlich ist – offenbar für einen Großteil der Beteiligten nicht außerhalb des Erwartbaren liegt. Eine Erklärung könnte darin liegen, dass die füreinander anonymen Beteiligten eines solchen Internet-Forums verstreut leben und keinerlei gemeinsame Lebensbasis haben, in der sie – im Sinne von Habermas – gemeinsam „kommunikativ handeln“.<sup>15</sup> Wo aber kein kommunikatives Handeln stattfindet, kann es auch nicht zu einem „DISKURS“ (in Habermas’ Sinne<sup>16</sup>) kommen, in welchen die Beteiligten eintreten müssen, um sich „handlungsentlastet“ über in ihrem kommunikativen Handeln problematisch gewordene Ansprüche auf die Geltung bestimmter Wahrheiten oder normativer Richtigkeiten zu verständigen. Erst für einen solchen handlungsentlasteten DISKURS gilt – nach Habermas „kontrafaktisch“ – die Unterstellung jener „idealen Sprechsituation“, in der alle Beteiligten ohne Hierarchie die gleichen Chancen auf die

---

15 Mit Habermas kann man kommunikatives, auf Verständigung gründendes Handeln von „strategischem“ (im Wesentlichen instrumentellem) Handeln unterscheiden. Zwar ist das alltägliche kommunikative Handeln durch Missverständnisse, Unstimmigkeiten und Machtgefälle geprägt, die in der Regel ad hoc repariert oder ertragen werden; wenn jedoch der Fortgang der gemeinsamen Praxis am Dissens scheitert und durch Gewalt (strategisches Handeln) offenkundig nicht mehr gewährleistet werden kann, steht den Beteiligten grundsätzlich der Eintritt in einen DISKURS offen, in dem man sich – ohne Handlungsdruck – über die Wahrheit erhobener Behauptungen und die Verbindlichkeit gesetzter Normen mit Argumenten, und nur mit Argumenten auseinandersetzen können muss. Der *Glaube*, dass Menschengesellschaften sich von tierischen o.a. Kollektiven dadurch unterscheiden, dass sie sich so letztlich auf (sprachliche) Verständigung gründen, und nicht bloß auf die möglichst raffinierte Durchsetzung je egoistischer Machtansprüche, ist allerdings umstritten, resp. umkämpft. Denn *glauben* kann man ebenso, dass auch das Argumentieren wie alle anderen Praktiken lediglich eine Form strategischen, im Sinne egoistischen, Handelns sei. Zur Auseinandersetzung mit Habermas’ Konzeption kommunikativen Handelns s. Lafont (2009).

16 Um Verwirrungen auszuschließen, schreibe ich den Begriff DISKURS in Kapitälchen, wenn er in dem speziellen Sinne der Theorie von Habermas gemeint ist.

Wahl bestimmter Sprechhandlungen haben und wo ausschließlich der zwanglose Zwang des besseren Arguments zu einem Konsens führen kann. Die „künstliche“ institutionelle Herstellung von solchen Bedingungen einer idealen Sprechsituation ist demnach eine Täuschung und scheitert deshalb auch – wie im vorliegenden Fall.

Wenn das stimmt, stellt sich allerdings die Frage, für wen und inwieweit es denn zutrifft, dass zwischen den Beteiligten an der Netzkommunikation keine Beziehung „kommunikativen Handelns“ besteht. Die Antwort ist überraschend einfach: Zwar kann man unmöglich für jede Forums-, Chat-, E-Mail- o.a. Internet-Gruppe behaupten, sie sei sozial verstreut (also keine Gemeinschaft kommunikativen Handelns)<sup>17</sup>; aber man kann sicher sagen, dass die Möglichkeiten der Netzkommunikation die Bildung von mehr oder weniger stabilen Gruppen, die ausschließlich durch Netzkommunikation verbunden sind, erheblich begünstigen. Damit schrumpfen tendenziell die Selbstverständlichkeiten, die sonst in Gemeinschaften alltäglichen kommunikativen Handelns gelten und wechselseitiges Vertrauen auf Wahrhaftigkeit voraussetzen; und die Entscheidung, welchen virtuellen Gemeinschaften man sich stattdessen anschließt (also auch, wem man diejenige Wahrhaftigkeit zubilligt, die kommunikatives Handeln von strategischem, die PartnerInnen instrumentell nutzenden Handeln unterscheidet) wird immer mehr zu einer Sache je individueller Auswahl. Die „Echokammern“ oder „Filterblasen“, die dadurch bekanntlich entstehen und in denen folgerichtig kommunikatives Handeln tendenziell durch Selbstbespiegelung ersetzt ist, bieten daher auch kaum Gelegenheiten für DISKURSE.

Tendenziell also hängen die Geltungsansprüche auf Wahrheit und normative Richtigkeit, die in Netzkommunikation erhoben werden, sozusagen „in der Luft“, weil sie in keinerlei kommunikativem Handeln wurzeln. Das ist die Verallgemeinerung der – für mich plausibelsten – Erklärung des beschriebenen „Versandens“ der Meta-Tagesschau sowie der Tatsache, dass dieses Versenden den Beteiligten offenbar egal war. Sofern diese Verallgemeinerung zutrifft, stellt sich nun umso dringender die Frage, wie man diskursanalytisch mit Äußerungen in Netzkommunikation verfahren kann. Praktiken, die womöglich weder kommunikatives Handeln noch DISKURS sind, sollten nicht unbesehen als Kommunikation im Sinne von *Verständigung* analysiert werden.<sup>18</sup>

## 11 Die Illusion des „Echokammernhoppens“

Die Begriffe „Echokammer“ und „Filterblase“ haben sich in der Öffentlichkeit etabliert, und das zeigt, dass dieses Problem gesellschaftlicher Desintegration wahrgenommen wird. Netzkommunikation ist in hohem Maße fragmentiert. Um sie angemessen analysieren zu

17 Für ein ausführlich analysiertes Gegenbeispiel s. etwa Schütte (2004).

18 Letztlich wird es daher auch in die Irre führen, wenn man wie Stefan Meier (Fraas / Meier-Schuegraf 2004) Diskursanalyse-Verfahren, die sich für Gespräche oder Print-Texte bewährt haben, weitestmöglich auf Netzkommunikation überträgt. Wenn man allerdings in vermeintlicher Foucault-Nachfolge Intentionalität prinzipiell ausklammert, können einem nur die oberflächlichen, wenn auch durchaus deutlichen, neuen Merkmale von Netzkommunikation auffallen: Multimodalität, Verlinkung u. a.

können, müsste ich also – als eine Art linguistischer Echokammernhopper – in möglichst vielen dieser fragmentierten Diskurse unterwegs sein. Den eigentlichen Sinn der Echokammern, nämlich dass ich in *allem*, was ich höre, immer nur ein Echo dessen vernehme, was ich selbst in meine Kammer hineingesprochen habe, würde ich damit dann aber gerade verfehlen (weil ich eben auch aus den anderen Kammern alles mitkriege) – und somit wiederum alles falsch interpretieren. Auch dieser Ausweg bleibt mir als Diskursanalytiker also verschlossen.

## 12 Gemeinsam geteilte Reflexion: Spielen

Die Lösung dieses Problems kann meines Erachtens nur so aussehen: Da wir nicht wissen können, wie weit die Ergebnisse unserer letztlich auf Interpretationen gründenden Analysen von Netzdiskursen verallgemeinerbar sind, muss es darum gehen, Verfahren zur Erweiterung der Reflexions**basis** zu entwickeln, das heißt, möglichst viele weitere Menschen für eine gemeinsame Reflexionspraxis zu gewinnen.<sup>19</sup> Pathetisch formuliert: Reflexive Wahrheiten kann man nur erkennen, indem man wahrheitssuchende Menschen gewinnt. Eines ohne das andere ist unmöglich.

Zwar ist jeder wissenschaftliche Text bereits auf kritische Rezeption angelegt und zwar gibt es durchaus Möglichkeiten, Erkenntnisse so zu formulieren, dass sich ein relativ breites Publikum an der kritischen Rezeption beteiligt. Radikal sind aber erst solche Verfahren, die gar nicht erst den Anschein erwecken, als könnten sie bereits solitär relevante Erkenntnisse liefern. Natürlich kommen einem dabei sofort dialogische Verfahren in den Sinn (wie etwa platonische Dialoge) – aber diese Dialoge erwecken prinzipiell den Anschein, als gehe es darum, mit verteilten Rollen Argumente abzuwägen, die man mit etwas mehr Mühe auch im individuell eigenen Kopf abwägen könnte (so wie Platons Dialoge ja in Wirklichkeit auch wesentlich sein eigenes Denken repräsentierten und entsprechend als verkleidete Theorie-Entwürfe anstatt als Anregungen zu einer gemeinsamen Reflexionspraxis rezipiert werden konnten).

Paradigmatisch für genuin gemeinsame Praxis ist *Spielen*. Der Begriff des *Spielens* ist mit dem Begriff der *Regel* verwoben, und Regeln kann man nach Ludwig Wittgenstein (1977) bekanntlich nicht *privatim* folgen. Eine als *Spielen* begriffene Reflexionstätigkeit repräsentiert insofern bereits dem Begriff nach (und nicht erst im Ergebnis) die Allgemeinheit aller derer, die an diesem Spiel beteiligt sind. Andernorts habe ich bereits ausführlich dargelegt, warum, inwiefern und wie „Kritische Diskursanalyse als Spiel“ (Januschek 2008) zu praktizieren ist. Für Internet-Diskurse ist das, wie gezeigt, unausweichlich.

---

19 Das mag abstrakt oder gar unwissenschaftlich klingen. Es handelt sich aber um den gleichen Gedanken wie den, dass der Sinn der Philosophie die Praxis des Philosophierens ist und nicht (bloß) die Erarbeitung gültiger Wahrheiten (Hampe 2014).

### 13 Sprachbasteln im Netz-Diskurs: Produktion sprachwissenschaftlichen Reflexionswissens

Das Basteln von (alternativen) Fakten, von virtuellen Persönlichkeiten, von Hetze, Hass oder Drohungen usw. ist nicht nur eine (traurige) Realität im Netz, sondern es liefert auch selbst den Ansatzpunkt für seine Analyse: Für die ist es sinnvoll, mit einer taktischen Prämisse zu arbeiten: Bei Texten in der Netzkommunikation handelt es sich *nicht* um intentionale Texte.

Die oben beschriebene und wohl zunehmende eigentümliche Unverbindlichkeit von Netzkommunikation sowie auch die Tatsache, dass programmierte Bots automatisch Internet-Texte produzieren können, die als solche kaum mehr zu erkennen sind, liefern die Begründung dafür, grundsätzlich bei allen Netzkommunikations-Texten erst einmal davon auszugehen, dass sie von Automaten hergestellt wurden: also nicht von Menschen, die etwas *meinen*.<sup>20</sup> Die Analysearbeit besteht dann darin, den Algorithmus zu rekonstruieren, der einen bestimmten Text generiert hat (und beliebig viele andere Texte generieren kann). Erst wenn und insoweit diese Rekonstruktion fehlschlägt, ein solcher Algorithmus also nicht gefunden wird, kommt die Frage nach der intentionalen Bedeutung eines Textes ins Spiel, wird er also zu einem Bestandteil von *Kommunikation*, nämlich *Verständigung*.<sup>21</sup>

Das übliche Verfahren, dass man einen Text zuerst zu verstehen sucht und anschließend seine Struktur untersucht, um herauszufinden, was deren Details zum Verständnis beitragen, wird tendenziell umgedreht. Außerdem wird die Struktur nicht bloß beschrieben, sondern als Produkt eines generativen Systems erklärt. Und drittens wird die Struktur nicht vom Inhalt (der *semantischen* Bedeutung) getrennt; lediglich diejenigen Merkmale oder Elemente, die sich nicht hinreichend durch einen allgemeinen Algorithmus erklären lassen, bleiben als der verständigungsrelevante Teil des Textes übrig und gehen in die *pragmatische* Diskursanalyse ein.<sup>22</sup>

20 Ironischerweise steht das in direktem Gegensatz zu dem Aufsatz von Fraas und Pentzold (2008), die den späteren Foucault gegen jenen der „Archäologie“ in Anspruch nehmen, um dem „Subjekt“ dessen (angestammte) Position in der Diskursanalyse auch und gerade von Netzkommunikation zurückzugeben.

21 Menschliche Verständigung ist grundsätzlich anders zu betrachten als die absichtliche oder unabsichtliche Beeinflussung von Menschen mittels Dingen oder Ereignissen welcher Art auch immer (auch sprachlicher). Die Frage „Was ist Intentionalität“ kann ich hier nicht diskutieren (s. dazu Harendarski 2021) – obwohl die vorgeschlagene Operationalisierung wohl eine Antwort implizieren mag. Es sollte aber auch klar sein, dass meine Argumentation hinfällig wird, sofern oder sobald und insoweit es Menschen egal wird, ob sie es im Alltag und im Gespräch mit Menschenskindern oder KI-Bots zu tun haben. Dass entsprechende Bestrebungen, beide voneinander objektiv ununterscheidbar zu machen, weit fortgeschritten sind, soll hier nicht geleugnet werden. Ob dies aber uns Menschen jemals egal sein *wird*, ist ein (seit langem virulentes) Thema von Science Fiction.

22 In diesem letzten Punkt unterscheidet sich mein Vorschlag auch deutlich von an Foucault orientierten Aussagen-Analysen, an die man sich zuvor erinnert fühlen mag. Zu Foucault siehe auch Janushek (2014).

#### 14 Beispiel: der Trumpomat

Donald Trump hat während seiner US-Präsidentschaft bekanntlich fortwährend getwittert. Die Tweets wurden gesammelt und archiviert (<http://www.trumptwitterarchive.com>) und nach einigen Kategorien sortiert. Es liegt nahe, einen Algorithmus zu basteln, der alle diese Tweets und beliebig viele dazu passende neue erzeugen kann: einen Trumpomaten. Dieser funktioniert, grob skizziert, folgendermaßen: Ein jeweils konkreter Anlass dient als Input. In der Regel handelt es sich dabei um ein Ereignis, das als Komplex aus einem Geschehen oder einer Handlung, den daran beteiligten Personen und ihren Rollen sowie ihrer Einstufung als Freund oder Feind und einigen weiteren Randbedingungen konzipiert wird. Mit diesem Input wird dann gemäß den Regeln einer relativ einfachen speziellen Grammatik ein Text erzeugt, der die Beteiligten mittels einer begrenzten Menge negativer oder positiver Prädikationen bewertet, lobt oder beschimpft (passend zu ihrer jeweiligen Rolle im Geschehen) und optional eigenes zukünftiges (zum *Frame* des jeweiligen Anlasses passendes) Handeln ankündigt.

Auch wenn die Konzeption eines Trumpomaten relativ simpel erscheint, dürfte seine Realisierung doch einen gehörigen computerlinguistischen Aufwand erfordern. Denkbar ist allerdings durchaus auch, dass man einen lernenden KI-Automaten mit sämtlichen Trump-Tweets füttert und ihn dadurch befähigt, eben dies zu leisten: unter gegebenen Bedingungen automatisch einen Tweet zu generieren, der von allen BürgerInnen, die mit Trumps Getwitter ihre Erfahrungen gemacht haben, spontan Trump selbst zugeschrieben wird. Ein lernender Automat gäbe allerdings die Theorie nicht preis, die er sich selbständig erarbeitet, so dass der Spaß am Basteln und die linguistischen Erkenntnisse eher spärlich wären.

Wenn diese spielerische Bastelei erfolgreich ist, das heißt, überzeugende Ergebnisse liefert, erbringt sie den Beweis, dass es nicht sinnvoll ist, mit Trump-Tweets anders umzugehen als mit automatisch generierten Texten. Bei automatisch generierten Texten fragt man nicht, was ihr Verfasser damit gemeint hat, und man zieht ihn/sie nicht dafür zur Verantwortung (es entsteht keine Veränderung auf einem interaktionalen Punktestandskonto, wie es Robert Brandom (2000) vielleicht ausdrücken würde): Man interpretiert sie nicht. Zur Verantwortung ziehen und interpretieren könnte man allenfalls den ersten Bewegter, der den Trumpomaten entwickelt hat, also etwa die Person D. Trump oder – falls diese selbst auch wieder als Automat rekonstruiert werden kann – seine Eltern, Lehrer o.a. Gegenstand der interpretierenden Diskursanalyse ist also nicht die einzelne Text-Äußerung, sondern der Algorithmus, der sie erzeugt und ebensolche Texte erzeugen kann.

#### 15 Im Kontrast: Der Sinn des vorgeschlagenen Verfahrens

Üblicherweise werden in der kritischen Diskursanalyse gesprochene und geschriebene Äußerungen auf das Sagbare und seine Strukturen hin untersucht, bzw. auf die Grenzen

und Grenzverschiebungen des Sagbaren hin. Was immer gesagt wird, beeinflusst die Grenzen des Sagbaren innerhalb der Gemeinschaft derjenigen, die es als sagbar akzeptieren – mehr oder weniger. Wenn man dann das Sagbare intentional interpretiert, so lässt dessen Analyse Schlussfolgerungen – Interpretationen – über das Meinen und Denken und die Handlungsdispositionen derjenigen Gemeinschaft zu, die es als sagbar akzeptiert. Und es liegt die Annahme nahe, dass dasjenige, was oft gesagt wird, dieses Meinen und Denken und Handeln stärker prägt als dasjenige, was nur selten gesagt wird. So soll die kritische Analyse von Diskursen inhaltliche Aussagen erlauben: über die Haltung bestimmter Medien, bestimmter PolitikerInnen, bestimmter Gesellschaftsschichten usw. zu Themen wie Rassismus, Gewalt, Erziehung, Nation, Gesundheit, Leben usw. Je repräsentativer das Korpus der zu analysierenden Äußerungen, desto valider scheinen diese Aussagen zu sein – was aber nichts daran ändert, dass es sich um Verallgemeinerungen von Interpretationen intentionaler Äußerungen handelt.

Genau diese Art der Verbindung quantitativer mit „qualitativer“ Diskursforschung ist es, der hier eine Alternative gegenübergestellt werden soll. Wenn man nämlich stattdessen, wie hier vorgeschlagen, nach dem Algorithmus fragt, der die Texte eines bestimmten Diskurses generiert, so verlagert sich die Frage nach der Verantwortung für einen einzelnen Text von dessen Urheber (sei er/sie ein Mensch oder ein Bot) auf die Entstehungsbedingungen des Algorithmus. Der menschliche Autor eines einzelnen Textes hingegen erkennt sich und andere Beteiligte im Spiegel als „Marionetten“ dieses Algorithmus, und der dadurch ausgelöste Schock ist, sofern heilsam, der eigentliche Zweck der Diskursanalyse – der Diskursanalyse als Spiel. Ulrich Schmitz hat bereits vor über drei Jahrzehnten einen entsprechenden Algorithmus vorgestellt (Schmitz 1990), der genau diesen heilsamen Schock auslösen konnte; sein Gegenstand: die „Tagesschau“.

Die Netzkommunikation als Ganze als algorithmengesteuert analysieren zu wollen wäre allerdings weder möglich noch sinnvoll. Denn dann müssten diejenigen Texte, die diese Analyse im Netz durchführen, selbst auch als algorithmengesteuert beschrieben werden: was ein klares pragmatisches Paradox ergäbe. Vielmehr bemisst sich der Wert eines Algorithmus nicht primär danach, wie vollständig er einen Diskurs(-strang) erzeugt, sondern danach, bei wie vielen Menschen er jenen heilsamen Schock auslösen kann.

## Literatur

- Angermüller, Johannes/Martin Nonhoff/Eva Herrschinger/Felicitas Macgilchrist/Martin Reisinger/Juliette Wedl/Daniel Wrana/Alexander Ziem (Hrsg., 2014) *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen*. Bielefeld: transcript.
- Arundale, Robert B. (2020) *Communicating & Relating. Constituting Face in Everyday Interacting*. Oxford: Oxford University Press.

- Brandom, Robert (2000) *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (engl. 1994).
- Eckardt, Carolin (2016) *Diskursschranken im interkulturellen Gespräch*. Tübingen: Stauffenburg.
- Ehlich, Konrad (2000, Erstveröff. 1986) Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse: Ziele und Verfahren. In: Hoffmann, Ludger (Hrsg.) *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin/New York: De Gruyter, 183-201.
- Fraas, Claudia, Stefan Meier-Schuegraf (2008) Diskursive Konstruktion kollektiven Wissens on- und offline. In: Beißwenger, Michael/Ludger Hoffmann/Angelika Storrer (Hrsg.) *Internetbasierte Kommunikation*, 77-102 [= OBST 68]
- Fraas, Claudia/Christian Pentzold (2008) Online-Diskurse – Theoretische Prämissen, methodische Anforderungen und analytische Befunde. In: Warnke, Ingo/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.) *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin/New York: De Gruyter, 287-322.
- Gessinger, Joachim/Angelika Redder/Ulrich Schmitz (Hrsg., 2018) *Korpuslinguistik* [= OBST 92].
- Gessinger, Joachim/Angelika Redder/Ulrich Schmitz: Kopf oder Zahl? Potentiale, Probleme und Perspektiven der Korpuslinguistik. In: Dies. (2018) *Korpuslinguistik*, 9-16 [= OBST 92].
- Gür-Şeker, Derya (2014) Zur Verwendung von Korpora in der Diskurslinguistik. In: Angermüller et al. (2014), 583-603.
- Habermas, Jürgen (1971) Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, Jürgen/Niklas Luhmann: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt/M.: Suhrkamp, 101-141.
- Habermas, Jürgen (2019) *Auch eine Geschichte der Philosophie. Bd. 1: Die okzidentale Konstellation von Glauben und Wissen, Bd. 2: Vernünftige Freiheit. Spuren des Diskurses über Glauben und Wissen*. Berlin: Suhrkamp.
- Hampe, Michael (2014) *Die Lehren der Philosophie. Eine Kritik*. Berlin: Suhrkamp.
- Harendarski, Ulf (2021) (Hrsg.) *Reden über Andere. Diskursive Konstitutionen von Subjektpositionen und Personalität*. Tübingen: Stauffenburg.
- Jäger, Siegfried (2012) *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Münster: Unrast.

- Januschek, Franz (1986) *Arbeit an Sprache. Konzept für die Empirie einer politischen Sprachwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Januschek, Franz (2008) Kritische Diskursanalyse als Spiel. In: Jäger, Siegfried (Hrsg.) *Wie kritisch ist die Kritische Diskursanalyse? Ansätze zu einer Wende kritischer Wissenschaft*. Münster: Unrast, 87-107.
- Januschek, Franz (2014) Ohne tieferen Sinn: Michel Foucault und die kritische Analyse von Diskursen. In: Neef, Martin/Imke Lang-Groth/Susanne Borgwaldt/Iris Forster (Hrsg.) *Skandal im Sprachbezirk*. Frankfurt/M. etc.: Peter Lang, 35-55.
- Lafont, Christina (2009) 5. Kommunikative Vernunft. In: Brunkhorst, Hauke/Regina Kreide/Cristina Lafont (Hrsg.) *Habermas Handbuch*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 176-187.
- Lenke, Nils/Peter Schmitz (1995) Geschwätz im ‚Globalen Dorf‘ – Kommunikation im Internet. In: Schmitz, Ulrich (Hrsg.) *Neue Medien*, 117-141 [= OBST 50].
- Oevermann, Ulrich/Tilman Allert/Elisabeth Konau/Jürgen Krambeck (1979) Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, 352-434.
- Reisigl, Martin (2012) Epistemologische Grundlagen der Kritischen Diskursanalyse und Funktionalen Pragmatik. In: Januschek, Franz/Angelika Redder/Martin Reisigl (Hrsg.) *Kritische Diskursanalyse und Funktionale Pragmatik*, 49-71 [= OBST 82].
- Scharloth, Joachim (2018) Korpuspragmatik. In: Hagemann, Jörg/Sven Staffeldt (Hrsg.) *Pragmatiktheorien II. Diskursanalysen im Vergleich*. Tübingen: Stauffenburg, 139-169.
- Schmitz, Ulrich (1990): *Postmoderne Concierge: Die „Tagesschau“: Wortwelt und Weltbild der Fernsehnachrichten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schütte, Wilfried (2004) Diskursstrukturen in fachlichen Mailinglisten. Zwischen Einwegkommunikation und Interaktion. In: Beißwenger, Michael/Ludger Hoffmann/Angelika Storrer (Hrsg.) *Internetbasierte Kommunikation*, 55-75 [= OBST 68].
- van Dyk, Silke (Moderation) (2014) Zur method(olog)ischen Systematisierung der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung. Herausforderung, Gratwanderung, Kontroverse. (Moderierte Debatte mit Robert Feustel, Reiner Keller, Dominik Schrage, Juliette Wedl, Daniel Wrana). In: Angermüller et al. (2014), 482-506.
- Wermbter, Katja (2013) *Mehrsprachigkeit im Kolloquium. Zur mehrsprachigen Praxis in Gesprächen am Beispiel von Kolloquien an deutschen Hochschulen*. Mannheim: Ver-

lag für Gesprächsforschung (<http://www.verlag-gespraechsforschung.de/2013/pdf/mehrsprachigkeit.pdf>).

Wittgenstein, Ludwig (1977) *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (erstmal 1952).

Wrana, Daniel (2014) Diskursanalyse jenseits von Hermeneutik und Strukturalismus. In: Angermuller et al. (2014), 511-536.